

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 46

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von
Hans Rabl

18. Fortsetzung

Erst in diesem Augenblick gab Brodie seinen Beobachtungsposten auf. Etwas wie Enttäuschung war auf seinem Gesicht; Jan fragte sich vergebens, was der Mann gesucht und nicht gefunden hatte; fast schien es, die Schäre mit ihren hypothetischen Perlenbänken interessierte ihn längst nicht so wie etwas anderes, das freilich unerratbar war. „Was wollen Sie jetzt beginnen?“ meinte Brodie, als „Texas Girl“ festlag.

„Sie haben zu bestimmen“, antwortete Jan zurückhaltend.

„Oh — für jetzt habe ich kein Anliegen an Sie“, meinte Brodie leichtthin. „Tuku Negoro wird noch einen oder zwei Anker ausbringen müssen und was der seemännischen Vorsichtsmassregeln mehr sind. Heute können wir nicht zu tauchen beginnen. Wenn Sie also etwas“, er wurde etwas langsamer, „an Land gehen wollen —“

Jan zögerte. Er wäre am liebsten die ganze Zeit auf dem Schiff geblieben. Hatte es Sinn, das Stückchen Erde zu betreten, auf dem er kurze, allzu kurze Zeit glücklich zu sein geglaubt hatte? Das hiess alles aufrühren — Unter seinen Arm schob sich von rückwärts eine Hand. Pheasant stand neben ihm. „Kommen Sie, Kapitän“, bat sie, „das Boot wartet schon.“ Jan fügte sich stumm.

Auch während der kurzen Fahrt über die Lagune sprach er kein Wort. Pheasant blickte gespannt voraus. Sie über- sah seine helfend gebotene Hand, sprang, kaum dass der Kiel auf dem Sand knirschte, aus dem Boot, tat ein paar Schritte landeinwärts und blickte sich um. „Ziemlich ungastlich, scheint mir“, stellte sie fest, hiess Jan das Boot zu dem Schoner zurückschicken und bummelte scheinbar ziellos den Sandstrand entlang. Hie und da richtete sie eine kurze Frage an den schweigsamen Mann neben ihr, nach dem Lagerplatz — den er ihr wies —, nach der Stelle, wo die geheimnisvolle Kiste angeschwemmt worden war. — Jan bemerkte: Pheasant war der Verhandlung vor dem Seegericht sehr genau gefolgt —, nach diesen und jenen Kleinigkeiten. Zuletzt fragte sie mit einem überraschenden Aufblick: „Und wo lag damals Betje Swarth?“

Jan hatte die Frage längst erwartet; sein ausdrucksleeres Gesicht regte sich nicht. „Wenn Sie es durchaus wünschen, zeige ich Ihnen den Platz“, sagte er tonlos.

Sie sah sich kurz um. Gegen „Texas Girl“ war die Stelle, auf der sie standen, durch eine niedrige Böschung gedeckt. „Ich wünsche es nicht“, antwortete sie weich, „wenn es in Ihnen Erinnerungen erweckt, die —“

„Erinnerungen welcher Art sollten das sein?“ fragte er abwehrend.

„An das Seegericht zum Beispiel“, erwiderte sie geschmeidig. „Man hat Ihnen diesen Tod, an dem Sie gewiss unschuldig sind, sehr verdacht.“

„Mir ist nur wichtig, ob ich mich selbst verurteile oder freispreche. Das Seegericht — — mein Gott!“

Wenn Beck, dann Casina!

„Und — sprechen Sie sich frei?“

„Das“, sagte er fast grob, „ist meine Sache!“

„Sind Sie stolz darauf, freundlich gebotene Hilfe unfreundlich abzuweisen?“

„Als ob Sie mir helfen könnten!“

Sie setzte sich langsam, und während sie weitersprach, gedämpft, mit schwingender Stimme, liess sie kleine Kas- kaden des feinen, flimmernden Sandes von einer Hand in die andere fallen. „Gestern Abend dachte ich es. Ja, ich glaubte zu spüren, Sie suchten meine Hilfe. Irrte ich mich?“ Sie wartete nicht auf seine Antwort. „Damals, in Ambon, imponierten Sie mir durch die Art, wie Sie Ihre Last trugen, ohne zu jammern und zu betteln. Doch damals waren Sie noch nicht müde — wie gestern, wie heute.“

„Mag sein, dass ich müde geworden bin. Aber wie sollten Sie mir neue Kraft schaffen?“

Er rührte sich nicht. Etwas ging in seinem Gesicht vor; zu deuten wusste sie's nicht. Plötzlich streckte er die Hand aus und zog Pheasant hoch. „Ich will Ihnen den Platz zeigen“, sagte er rauh.

Sie folgte ihm stumm. Es waren nur ein paar Schritte bis zu der Kammer von Lava, Sand und Himmel, die der Alang-Alang nach aussen abschloss. Er drängte die langen scharfkantigen Halme zurück, liess die Frau an sich vorüber und folgte. Während sie sich aufmerksam umsah, bemerkte er mit einem Blick die Veränderung, brachte einen würgen- den Laut hervor, stiess Pheasant unsanft aus dem Weg und hielt die geschnitzte Tafel in der Hand.

„Was bedeutet das?“ stammelte Pheasant.

„Sie fragen? Dass sie lebt!“ rief Jan jauchzend. „Wenn niemand sie gefunden, wenn sie nicht jemand gesagt hätte, wer sie ist — wie käme die Tafel hierher? Dass sie lebt!“ wiederholte er, in den Anblick des Brettchens vertieft. Er sah die Ziffern der Bibelverse in den Ecken, schüttelte den Kopf. Wer mochte sich die Mühe gemacht haben, gleich vier Bibelverse herauszusuchen, um — „Aber vielleicht“, murmelte er, „heisst das etwas, etwas Besonderes? Glauben Sie“, jetzt erst wurde er sich wieder Pheasants Gegenwart bewusst, „dass eine Bibel an Bord ist?“

Sie lachte kurz auf. Die krasse Naivität, mit der er von einer Minute zur anderen alles vergass, kaum dass er etwas von jenem Mädchen in der Hand hatte, wirkte zugleich auf- reizend und fast entwaffnend. „Eine Bibel an Bord dieses Heidenschiffes?“ antwortete sie mit einer Stimme, die vor Enttäuschung und Beschämung atemlos war. „Das glaube ich nicht, Kapitän. Ganz sicher nicht.“

Durch die Dunkelheit hämmerte es an Betjes Tür. Sie fuhr auf, verfiel sich in den Maschen des Moskitonetzes, kämpfte wütend dagegen an, um das Licht zu finden. „Wer ist's? Was ist los?“ schrie sie mehr ärgerlich als erschrocken. „Jetzt — mitten in der Nacht!“

„Ray!“ — Sie erkannte die Stimme des Inders. — „Ich muss Sie sofort sprechen. Kann ich herein?“

Aus dem Kunstmuseum in Bern

Im Kunstmuseum in Bern finden gegenwärtig interessante Ausstellungen von Privatsammlungen statt, die nur durch die Kriegsverhältnisse bedingt, dem Berner Publikum zugänglich geworden sind. So ist momentan italienische Malerei des 19. Jahrhunderts zu sehen, die ganz seltene Werke enthält, welche nicht nur für den Kunsthistoriker, sondern für jeden Liebhaber schöner Kunstwerke von grossem Interesse sind.

Eine Ausstellung von Gemälden, Zeichnungen und Kunsthandwerk alter Meister zeigt vor allem Werke holländischer und englischer Künstler.

Im neuen Teil des Kunstmuseums wurde die Ausstellung «Der Sturm» (Privatsammlung Nell Walden aus den Jahren 1912—20) eröffnet, die ebenfalls ganz ausserordentlich schöne Werke aufweist. Ferner sind in einer Spezialausstellung Bau- und Kunstdenkmäler der Schweiz zu sehen. Ein Besuch des Museums ist diesmal besonders lohnend.



„Der Chor der Zöglinge“ von G. Toma

Links: „Das kranke Eselchen“ von F. Palizzi

Es gelang ihr, die Kerze zu entzünden. Sorgfältig stopfte sie das Netz wieder fest. „So kommen Sie schon“, rief sie, „die Tür ist ja offen!“

Ray war völlig angekleidet. Während er sich flüchtig entschuldigte, dachte sie, es müsse wirklich etwas Dringliches sein; sonst hätte er, stets auf beste Formen bedacht, sich nicht kurzerhand auf die Bettkante gesetzt. „Hören Sie, Fräulein Swarth“, begann er und liess sie keine Sekunde aus dem Blick, „auf Ihrer Schäre da drüben ist ein Schiff gelandet. Nein, ich sehe, was Sie denken, aber Sie irren. Es kommt nicht von Ambon; sonst hätte unser Vertrauensmann dort uns rechtzeitig benachrichtigt. Es hat einen Haufen Malaien an Bord und drei weisse. Nun achten Sie gut auf mich: es ist unwahrscheinlich, doch immerhin möglich, dass dieses Schiff meine Bucht findet und hereinkommt. Geschieht das — wir hatten das noch nie, aber natürlich sind wir darauf vorbereitet —, so finden die Leute einen weissen Mann, der hier in aller Ruhe mit ein paar Malaien seinen Tabak baut. Sonst nichts. Meine Inder und ich verschwinden für die Zeit. Die Frage ist, was wir mit Ihnen tun sollen. Ich könnte Sie einfach, bis diese Leute wieder abfahren, zu den Malaien in den Wald schicken. Aber sie sind nicht sehr appetitlich und haben etwas rauhe Sitten. Tun würden sie Ihnen ganz sicher nichts — trotzdem sähe ich eine andere Lösung lieber.“

„Welche —?“ fragte sie mit unsicherer Stimme. Alles ging so rasch, dass sie kaum mitzudenken vermochte.

„Der Pflanzer kann“, antwortete Ray, „eine Schwester haben, die mit ihm hier lebt.“

„Ich soll Mikes Schwester — —? Wie denken Sie sich das?“

„Es kostet Sie nichts und erhält Ihnen Ihre Bequemlichkeit. Ich verlange kein Versprechen von Ihnen. Ich halte

nichts von solchen Versprechen. Ich gebe Ihnen lieber eines: Sie werden keine Gelegenheit haben, mit den Fremden — falls sie überhaupt hierher finden — ohne Mike zu reden. Falls Sie in seiner Gegenwart die leiseste Andeutung machen, uns zu verraten, sind Sie augenblicklich tot. Verkennen Sie Mike nicht! Zwischen unserer Sache und Ihnen gibt es für ihn keine Wahl.“

Sie versuchte zu lachen. „Das wäre sehr dumm von Ihnen. Die Fremden würden doch —“

„Nichts würden die Fremden. Denn mit Ihnen fielen auch sie. Ich möchte es solange wie möglich vermeiden, das Schiff zu vernichten. Doch ich habe dafür gesorgt, dass ich es in jedem Augenblick tun kann. Wofür entscheiden Sie sich?“

Sie lachte leise, räkelte sich zurecht. „Bin viel zu müde, um jetzt Urwaldspaziergänge zu machen. Gute Nacht, Herr Ray!“

Er stand auf. „Ich habe Mike gleich gesagt, Sie sind vernünftiger als er. Verzeihen Sie also die Störung, und schlafen Sie gut weiter.“ Er löschte das Licht. Als er das Zimmer verliess, hörte sie weder Schritte noch Türschnappen.

Heisse Erregung hielt sie wach. An der Schäre lag ein Schiff! Jan war nicht darauf — die Enttäuschung würgte sie. Sie versuchte, sich von dem unfruchtbaren Gefühl zu befreien. Ob sie die Tafel fanden? Und wenn sie sie fanden, ob sie deuten konnten? Sie hatte Rays Augen gesehen; sie wusste, er drohte nicht leer, und auf O'Dwyer verliess er sich mit Recht. Trotzdem musste, musste sie einen Weg finden, mit den Fremden zu sprechen. Sie musste!

(Fortsetzung folgt)

Alle Wäsche besorgt Ihnen

Wäscherei Papritz, Bern

Telephon
3 46 62